pioniere, sorgfältig ausgewählt und vorgebildet, um den vielen Aufgaben gerecht werden zu können, welche die regelmäßige Befahrung der Fluglinien an sich stellt.

Die heutige Jugend ist nur zu sehr geneigt, über die Eintönigkeit des Lebens zu klagen. Doch hier wird ihr eine Möglichkeit geboten, ein neues Erleben mit nützlicher Arbeit zu verbinden. Als die Imperial Airways nach zweijähriger mühevoller Vorbereitung den großen Reichsluftweg zwischen England und Indien anlegten, mußten sie die verschiedenen Stationen längs dieser neuen Heerstraße von lebenswichtiger Bedeutung mit rund zweihundert erfahrenen Piloten und Mechanikern besetzen. Es wird nicht mehr lange dauern, bis wir außer diesen Luftlinien London—Indien und London—Kapstadt auch Luftverbindungen mit anderen fernen Erdteilen besitzen. Der „Do X" bahnt gleichfalls neue Wege in dieser Hinsicht.

Der rote Wagen.

Skizze von Jo Hans Rösler

Die rote Limousine fuhr über den Boulevard d'Anvers. Eine blonde Frau saß am Volant. Nachlässig lenkte sie den schweren Wagen, als ob sie mit Puppen spiele.

Ein Schutzmann hob die Hand: „Halt!"

Liane bremste. Der Wagen stand.

Der Schutzmann trat zu ihr. „Ihren Führerschein!"

Die Dame am Volant überreichte ihm einen weißen Ausweis. Der Beamte besah ihn kurz.

„Ihr Führerschein ist nicht in Ordnung", sagte er dann, „das Bild wurde ausgewechselt."

Liane zuckte die Schultern. „Ich kümmere mich nicht um diese Dinge. Ich bin eine Frau."

„Sie gestatten", öffnete der Beamte den Schlag, „fahren Sie bitte zum Polizeipräsidium."

Vor dem Polizeipräsidium in Brüssel stand ein Mann in Uniform.

Der rote Wagen fuhr vor.

Der Schutzmann sprang heraus und trat auf seinen Kollegen zu. „Sind Sie bitte so nett", grüßte er, „die Dame in die Verkehrsabteilung hinauf zu begleiten. Ihr Führerschein ist nicht in Ordnung. Ich werde inzwischen hier unten den Wagen beaufsichtigen."

Der Beamte nahm den Führerschein und verschwand mit Liane durch das breite Tor. Sie brauchten nicht lange zu warten. Der Vorsteher der Verkehrsabteilung war sehr liebenswürdig. „Es tut mir sehr leid, gnädige Frau, daß man Sie hierher bemüht hat", sagte er, „aber unser Beamter hat nur seine Pflicht getan. Leider werden wir nicht umhin können, Ihnen eine kleine Ordnungsstrafe zu verschreiben. Ihren Führerschein behalten wir hier, und Sie müssen sich gelegentlich noch einmal herbemühen, um die Sache in Ordnung zu bringen. Lassen Sie sich dann sofort bei mir melden, damit Sie nicht warten müssen."

Liane lächelte leise und ging.

Vor dem Tor schaute sie verwundert. „Wo ist mein Wagen?"

Die rote Limousine stand nicht mehr vor der Tür des Polizeipräsidiums. Der Beamte, der Liane hinunter begleitet hatte, eilte in den Hof, suchte dann den Wagen in einer Seitenstraße, aber vergeblich.

Dem Beamten kam ein Verdacht. „Hat Ihnen der Schutzmann seinen Ausweis gezeigt?"

„Nein."

„Dann dürfte es ein Schwindler gewesen sein, der mit Ihrem Wagen über alle Berge ist. Ich werde sofort den Chef der Verkehrspolizei benachrichtigen."

In wenigen Minuten stand der Chef neben ihr. Er gab die nötigen Anweisungen. „Wir werden sofort die Verfolgung aufnehmen."

Liane trat ganz nahe zu ihm: „Werden Sie mitfahren?"

„Wenn Sie es wünschen?"

„Dann ist alles gut", sagte Liane und gab ihm ihre Hand.

Die Verfolgung dauerte nun schon zwei Stunden. An manchen Stellen hatte man die rote Limousine gesehen. Zuletzt auf der Allée Verte. Er war in schneller Fahrt in Richtung des Schlosses Laeken gefahren. Liane sah auf die Uhr.

„Fahren Sie mich nach dem Boulevard d'Anvers", bat sie.

Die Beamten widersprachen. „Sie haben doch gehört, daß er in Richtung Laeken ..."

„Nein, ich will nicht weiterfahren", weinte Liane nervös, „fahren Sie mich nach dem Boulevard und setzen Sie mich dort ab!"

Nach einigen Zögern gaben die Beamten nach. Als sie kurz hinter dem Hospital St. Jean einbogen, schrie Liane auf: „Dort ist er!"

Eine rote Limousine fuhr vor ihnen. Sie schien keine Eile zu haben. Die Verfolger überholten sie: „Halt! Kriminalpolizei."

Der rote Wagen blieb sofort stehen. Der Herr am Volant hatte dieselbe Größe und auch das Aussehen des Schutzmannes, der Liane verhaftet hatte. Nur trug er jetzt keinen Bart.

Der Chef fragte den Beamten: „Erkennen Sie den Wagen wieder, der heute früh bei uns war?"

„Gewiß, es ist derselbe Wagen von dem eigenartigen Rot, das mir besonders auffiel. Auch die seltsam geschwungene Karosserie. Dazu kommt, daß die Lampe des rechten Scheinwerfers einen Sprung hat, was ich schon heute früh bemerkte."

Der Herr am Steuer blieb ruhig. „Ich verstehe nicht, um was es sich handelt. Das ist mein eigener Wagen."

„Und meine Nummer?" schrie Liane dazwischen. B 22 333? Vergleichen Sie bitte die Nummer in meinem Führerschein!"

„Die Nummer stimmt", nickte der Chef. „Ist auch eine Aehnlichkeit mit diesem Herrn und dem Schutzmann vorhanden?"

Der Beamte bestätigte es: „Figur und das Aeußere stimmen überein."

Der Chef der Verkehrsabteilung befahl: „Verhaften Sie diesen Mann und führen Sie ihn sofort in unserem Wagen mit."

Der Verhaftete sträubte sich, beteuerte seine Unschuld. Schließlich fügte er sich. Man setzte ihn in den Wagen zwischen zwei Beamte.

„Gnädige Frau", wandte sich jetzt der Chef an Liane, „ich freue mich, Ihnen Ihren Wagen wieder übergeben zu können, wenn ich auch bedaure, daß unser erstes Zusammentreffen von so unangenehmen Umständen begleitet war."

„O bitte, das macht nichts", schaute Liane ihm lächelnd in die Augen und bestieg ihren Wagen, „darf ich jetzt fahren?"

„Wohin Sie wollen, Gnädige Frau. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl. Und jetzt, meine Herren, zum Polizeipräsidium."

Liane fuhr in schneller Fahrt über den Boulevard d'Anvers. Bog in die Allée Verte ein und steuerte in Richtung des königlichen Schlosses Laeken. Vor einer einsamen Villa verminderte sie die Geschwindigkeit. Drei helle Signale. Das Gartentor öffnete sich, und die rote Limousine B 22 333 lief in den Hof ein. Eine kurze Wendung, dann hielt der Wagen dicht neben einer roten Limousine B 22 333.

Ein schlanker Mann kam ihr von der Terrasse entgegen.

„Wagen II zur Stelle", meldete lachend Liane, „alles in bester Ordnung. Eine Empfehlung an den Herrn Gemahl vom Polizeichef."

„Famos. Jetzt aber schnell von unserem Wagen die rote Ueberkarosserie und das Nummernschild herunter. Die graue Karosserieverschalung ist schon fertig, wir müssen sofort nach Paris. Jeden Nachmittag drei Uhr fährt ein fabelhaftes graues Cabriolet über die Rue D'Orsay. Der Besitzer ist ein Advokat in meiner Figur, und der Wagen hat nach neuesten Meldungen meines Gewährsmannes am linken hinteren Kotflügel eine Einbuchtung. Das will ich noch schnell an unserer Maskierung nachholen. Wenn alles klappt, stehle ich Dir morgen als Pariser Schutzmann wieder Deinen grauen Wagen, und wir können schon am Nachmittag den Pariser Advokaten in seinem eigenen Wagen als Autodieb verhaften lassen."

„Und wie willst Du unsere neue rote Limousine über die Grenze bringen?" fragte Liane.

„Als blauen Tourenwagen", zeigte der Mann nach hinten, wo bereits Mechaniker am Werk waren, die Umwandlung vorzunehmen.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes

Nr. 4 — 14. Januar 1931 — 6. Jahrgang

Prinz Seifensieder

Copyright 1927 by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf. (Nachdruck verboten.)

7. Fortsetzung)

„So weit sind wir schon seit zwanzig Minuten", sagte Hilde Gohlke.

„Ich bin auch hungrig", gestand Brigitte lachend.

„Wir haben nämlich heute zum erstenmal Tennis gespielt das macht Appetit", erklärte Roksanda.

„Da ist er!" Zweig sah dem Eintretenden interessiert entgegen.

Der Prinz war ein mittelgroßer, junger Mann mit blasser Gesichtsfarbe. Seine Augen überflogen die Gesellschaft. In der Händen hielt er Blumen, die noch im Seidenpapier steckten.

„Ulkige Sitten hat der Jüngling," kritisierte Brigitte „warum macht er das Papier nicht draußen ab?"

Curciu strahlte. Die Blamage, wenn der Prinz nicht gekommen wäre, war nicht auszudenken.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Curciu, daß ich zu spät komme. Mein Freund, Fürst Salm, hat einen neuen Protos ausprobiert. Wir waren in Leipzig. Und nun hat es mit der Rückfahrt doch nicht so geklappt, wie Salm mir versprochen hatte."

„Aber, Hoheit, gar keine Ursache zur Entschuldigung", verlächerte Curciu und glänzte vor Verbindlichkeit. Indem er dem Prinzen die Hand entgegenstreckte, fühlte er sein Scharnier im Rücken klappen. Er ärgerte sich, aber es half nicht, in diesen Augenblick war er nicht der Industriemagnat mit dem Willen zu grenzenloser Wirkung, sondern der kleine serbische Junge, dem vor seinem Gutsherrn eine völlig unerwartete Gnade widerfuhr.

Roksanda stand eine kleine Falte auf der Stirn. ‚Babajte ist wieder viel zu devot', dachte sie ärgerlich und reichte dem Prinzen die Hand, die er küßte.

„Fehler Nummer zwei", flüsterte Brigitte Frau Gohlke zu „Geben Sie acht, Fräulein von Broda, er wirft am Ende nach hübschem, altem Brauch die Knochen untern Tisch." Beide lachten leise.

Wie eine Trophäe wurde der Prinz von Curciu herumgereicht.

Der Diener schob die Türen zurück und meldete, daß angerichtet sei. Suchend sah der Prinz sich um, ging dann auf Brigitte zu und reichte ihr den Arm. Sie fühlte einen unerklärlichen Widerwillen gegen den Prinzen in sich aufsteigen und hatte dagegen anzukämpfen, um nicht unhöflich zu erscheinen.

„Gnädiges Fräulein sind vorübergehend in Berlin?" fragte der Prinz. Die leichte Unsicherheit, die sie bei seinem Eintreten bemerkt zu haben glaubte, schien geschwunden. Er musterte mit den aufmerksamen Blicken eines jungen Forterriers die Tafel und die Gesellschaft. Er schien sich innerlich über diese braven Bürgersleute, die ihn so ehrenvoll behandelten, lustig zu machen, und gerade das verdroß Brigitte, so lächerlich ihr auch das Gebaren Curcius war. Gab diese Eitelkeit einem jungen Manne, der nichts geleistet hatte, das Recht, auf einen Menschen hinabzublicken, dessen Tatkraft Tausenden tägliches Brot verschaffte? Gleichgültig und verdrießlich antwortete sie: „Ja, Hoheit, wir leben in Dresden."

„Hübsche Stadt. In vielen Beziehungen reizvoller als Berlin."

„Das sagen viele Menschen, Hoheit."

Der Prinz zeigte sich auf verschiedenen Gebieten bewandert. Er schwärmte von der Galerie und nicht bloß im Stil eines Reiseführers. Er kannte sie seit Jahren, schon aus Kinderzeiten, denn er trauerte dem runden Saal im Erdgeschoß nach, wo ehedem, nicht gereiht, die Pastelle der Carriera hingen. „Sie gehörten dorthin. Die Modernen haben sie verjagt. Kein Wort gegen Jaedel und wer sonst da hängt. Aber ich habe für Deposseedierte etwas übrig." Dann sprach er höchst sachgemäß von seiner Autofahrt. „Mein Vater hat einen Fiat. War mal blendend, ist aber längst überholt. Fortschritte deutscher Industrie. Sehr anzuerkennen." Als man beim Fisch war, begann er vom Angelsport zu erzählen. „Der Fürst Johann von Osterdingen, unten in Baden — wir sind noch aus katholischen Zeiten mit ihm verwandt und haben eine gemeinsame Ahnfrau, die mal da unten und dann wieder bei uns sputt, hat aber nichts zu bedeuten — also dieser Fürst hat einen fabelhaften Forellenbach. Stundenweit darf kein Bauer Hänse oder Enten halten, um die junge Fischbrut zu schützen. Die Leute sind noch immer von dem Fürsten abhängig. Einer der reichsten Standesherren in Deutschland."

Zweig, der mit Frau Gohlke dem Prinzen gegenüber saß, beobachtete ihn unauffällig. Brigitte tat ihm leid, denn sie schien sich unbehaglich zu fühlen. So warf er ihr ein lustiges Wort zu, das sie an Pallenberg erinnern sollte: „Johann Nepomuk von Osterdingen! Auch diese Durchlaucht kann auf Nepomuk nicht verzichten!"

Sofort lächelte sie ihn an. Der Prinz stutzte. Dann sagte er: ‚Ganz recht. Johann Nepomuk. Aber im Familienkreise sagen wir immer bloß Johann. Sie sind ausgezeichnet im Gotha bewandert!" Dann lenkte er ab. „In den alten Häusern gibt es immer noch so wunderliche Namen. Mein väterlicher Freund, der Herzog von Brieg, heißt Heinrich Jasmirgott. Er hat in Schlesien kolossale Waldungen. Ich bin jeden Herbst zur Jagd dort."

Brigitte verzog den Mund ein bißchen, als wenn sie andeuten wollte: ‚Ich langweile mich entsetzlich.' Zweig verstand sie und kam ihr zu Hilfe. Er mischte sich in die Unterhaltung. Wie ein weidgerechter Jäger sprach er, und Brigitte fand, er wußte bedeutend besser Bescheid als der Prinz. Im Laufe des Gesprächs

ragte Zweig: „Ist eigentlich Fräulein von Brockendorff noch Hof-
ame bei Ihrer Frau Mutter, Hoheit?"

Der Prinz überlegte. „Brockendorff?" Dann erwiderte er
achend: „Ach, es ist möglich, Herr Zweig. Es wimmeln so viele
ofdamen herum. Man kann wirklich nicht alle Namen behalten."

„Natürlich nicht, Hoheit. Ich glaube nur einmal gehört zu
aben, Fräulein von Brockendorff sei der Herzogin befreundet."

„Gewiß, ja. Ich erinnere mich. Aber wenn ich offen sein soll,
eine Beziehungen zu Weißenfels sind seit Jahr und Tag recht
ocker geworden. Ich lebe hier inkognito. Es hat in meiner Familie
Mißverständnisse, Meinungsverschiedenheiten gegeben. Religions-
agen. Ja, mich zieht der Katholizismus an. Ich will übertreten",
chloß er fest.

Er hat wenigstens den Mut zur Selbstbestimmung, dachte
Brigitte.

„Ich lebe hier durchaus bürgerlich einfach. Von zu Hause be-
iehe ich einen bescheidenen Studentenwechsel. Unsere Familie ist
rzprotestantisch. Das läßt sich denken bei der Nachbarschaft von
Wittenberg und der Verwandtschaft mit dem kursächsischen Hause.
Denn wir hatten natürlich keinen Anlaß, den Uebertritt wegen
Polen mitzumachen. Ich bin ein Hartschädel. Wenn ich etwas für
richtig erkannt habe, lasse ich mich durch nichts davon abbringen."

„Hoheit, das imponiert mir", sagte Brigitte impulsiv.

Er verbeugte sich leicht. „Mein väterlicher Freund, der Her-
og von Brieg, eben der, der mir seine schönsten Böcke überläßt,
nterstützt mich. Ich verstehe meine Familie durchaus in ihrer Em-
örung, aber ich habe das Gefühl, daß ich so handeln muß, wie
ch es tue." In des Prinzen Gesichtsausdruck stand Entschlossen-
eit, gemischt mit Wehmut.

„Mit was beschäftigen sich Hoheit denn außer den religions-
eschichtlichen Studien?" fragte Hilde Gohlke und schlang das
blaue Seidenbändchen, mit dem die Brötchen zusammengehalten
waren, um ihre Tischkarte.

„Ich habe ein paar Kollegs belegt. Ich interessiere mich sehr
ür Kunstgeschichte. Vielleicht mache ich meinen Dr. phil. Man
muß sich Zeit lassen. Es ist ja alles ein bißchen verworren." Er
uhr sich über die Stirn.

Brigitte nannte sich voreilig. Wie oft hatte sie ihre Mutter
eswegen gerügt! Der arme, junge Mensch tat ihr leid. Es mußte
och ein schwerer Gewissenskonflikt sein, in dem er stand. Und sie
ar so häßlich zu ihm gewesen. Teilnehmend fragte sie, wo er
enn wohne und ob sich das Inkognito wahren lasse.

„Das ist nicht schwierig, gnädiges Fräulein. Ich wohne in
iner Pension am Viktoria-Luisen-Platz unter dem Namen Hor-
ber. Meine Wirtsleute wissen natürlich Bescheid, es könnte ja
och mal eine Nachfrage kommen. Aber die Leute sind vernünftig.
nd in der Pension ahnt niemand, wer ich eigentlich bin."

„Hoffentlich versöhnen Sie sich doch wieder mit Ihren Eltern,
Hoheit. Es ist doch traurig für beide Teile."

Der Prinz hob die Schultern ein wenig. „Man muß für
eine Ueberzeugung Opfer bringen können. Sonst taugt sie nichts.
Ich würde zum Beispiel auch niemals nur nach meinem Stande
eine Frau heiraten, wenn ich sie nicht liebte."

„Oh, das begreife ich vollkommen. Ich habe mich immer ge-
undert, daß aus den fürstlichen Ehen nicht viel mehr Tragödien
ntstanden sind."

„Sicher mehr, als die Oeffentlichkeit ahnt", meinte der Prinz
nit vielsagendem Nicken. „Wir Fürsten haben im allgemeinen
nicht viel gelernt. Selbst das Regieren, das wir jahrhundertelang
übten, sollen wir nur mittelmäßig verstanden haben. Aber Hal-
tung wurde uns beigebracht und die Kunst, den Schein zu wah-
ren."

Ein leichtes Klirren ließ die Gäste verstummen. Curcius hatte
an sein Glas geschlagen und stand nun mit leicht auf die Tafel ge-
stützten Händen da, um eine Rede zu halten.

Nervös blickte Roksanda auf ihren Vater. Wenn da bloß
nicht wieder eine Taktlosigkeit begangen wurde! Dann sah sie nach
Zweig, der mit unbeteiligter Miene dasaß.

Curcius hieß seine Gäste willkommen. Er tat es mit Worten,
an denen man nichts aussetzen konnte. Sie waren liebenswürdig,
konventionell. Aber dann begrüßte er den Prinzen und sprach von
der hohen Ehre, die seinem Hause widerfahren sei.

Zum Schluß forderte er seine Gäste auf, die Gläser zu er-
heben und auf das Wohl des erlauchten Gastes zu trinken.

Er ahnte nicht, was er tat. Im Gegenteil, er kam sich unge-
mein taktvoll vor. Er hatte sich diese kurze Rede Wort für Wort
überlegt. Denn er redete gern und viel und berauschte sich willig
an den eigenen Worten. Hier wollte er vorsichtig sein. Es hieß so-
sagen, Bürgerstolz vor Königsthronen zu zeigen. Untergang der
Lügenbrut! Ein aufrechter Bürger hieß seinen Gast willkommen
das war alles.

Verzweifelt blickte Roksanda auf Zweig. Diesmal hatte er
spöttisch gelächelt, ganz deutlich hatte sie es gesehen. Weinen hätte
Roksanda mögen. Wenn wenigstens Zweig nicht dagewesen wäre.
Vor ihm war ihr alles doppelt peinlich, was der Vater an Ver-
stößen beging. Was der Prinz dachte, war ihr gleichgültig. Der
kam ein paarmal und verschwand wieder.

Aber Zweig, den sie schätzte und der wöchentlich kam, vor ihm
schämte sie sich. In dieser Stunde nahm Roksanda sich vor, mit
Zweig einmal ganz offen über alles zu reden. Das würde sie er-
leichtern. Er sollte nicht glauben, daß sie in dieser Richtung mit
ihrem Vater harmonierte.

Wie war es bloß möglich, daß ein Mensch so irregeleitet
wurde? Der Vater war doch im Grunde seines Herzens ein an-
ständiger und kluger Mensch. Wie kam bloß dieser dünkelhafte
Hochmut und diese falsche Ergebenheit in seinen Charakter? Glän-
zen wollen um jeden Preis, und wenn selbst das eigene Beste er-
stickt wurde.

Es war ein verlogenes Leben, das ihr Vater führte, und
Roksanda schämte sich für ihn. Wie gut hatten es all die anderen
Menschen, die an der Tafel saßen! Die hatten nichts zu verheim-
lichen. Zweig sprach unbefangen von seinen Eltern, die abgebaute
Beamte waren. Von Frau Gohlke wußte man, daß ihre Mutter
seit dem Tode des Vaters eine Fremdenpension in einem Ostsee-
bade betrieb, und Brigitte von Broda machte durchaus kein Hehl
daraus, daß ihre Familie verarmt war. Alle spielten mit offenen
Karten. Bloß ihr Vater vermied ängstlich, von seiner Herkunft zu
sprechen. Sogar sein Vatersname war ihm eine Verlegenheit. Er
hatte ihm durch seine geschäftlichen Erfolge Ehre gemacht. Aber
gesellschaftlich war er ihm unbequem. Er hatte einmal den Ver-
such gemacht, die Genehmigung zur Führung des Namens Cur-
ius zu erlangen. Sie war ihm aber nicht erteilt worden. Er hatte
Pech gehabt. An der entscheidenden Stelle saß ein Geheimrat
Curtius, dem an dem neuen Namensvetter nichts gelegen war.

Das Eis wurde gereicht. Curcius hatte sich das Wappen von
Sachsen-Weißenfels verschafft, und nun prangte es als stumme
Huldigung, von einem Lorbeerkranz umschlungen, schön auf der
Eistorte.

„Wo ist die nächste republikanische Beschwerdestelle?" flü-
sterte Hilde Gohlke ihrem Tischnachbarn zu und schnitt ein Stück
von der Rautenkrone ab.

Maidorn kicherte hinter seiner Serviette und zwinkerte sei-
ner Frau zu, die ihm schräg gegenüber saß.

Der Prinz aber hatte sein Glas erhoben und trank Curcius
mit einem dankenden Blick auf das Eis zu. Der Hausherr ver-
neigte sich strahlend.

„Tolle Komödie!" sagte Zweig, jetzt doch ein bißchen ange-
ekelt.

„Haben Sie von Curcius etwas anderes erwartet?" fragte
Hilde Gohlke leise.

„Seine Tochter tut mir leid. Ich glaube nicht, daß sie diese
Geschmacklosigkeit geahnt hat." Zweig suchte Roksandas Blick und
ob sein Glas mit verbindlich respektvollem Ausdruck.

Mit leichtem Kopfnicken dankte Roksanda. Merkwürdig hatte
Zweig sie angesehen. Es lag wie Bedauern in seinem Gesichts-
ausdruck.

Ach, es war alles schief und scheußlich! Anstatt, daß man
die Tochter des Hauses bewunderte, bedauerte man sie und spot-
ete über ihre Familie.

Trotzig und beinah mit herrischer Miene verständigte sie sich
mit ihrem Vater, die Tafel aufzuheben.

Man reichte sich die Hände, als ob man sich zu einer großen
Tat beglückwünschen müßte. ‚Ein lästiger Brauch!' dachte Rok-
anda, die sich am liebsten unter irgendeinem Vorwande zurückge-
zogen hätte.

Brigitte schlang den Arm um Roksandas Schulter. „Es war
furchtbar nett, Roksanda. Der Prinz ist auch gar nicht so unange-
nehm, wie ich zunächst dachte. Ein armes Kerlchen."

„Brigitte, ich bin außer mir. War es nicht gräßlich, dieses
Scharwenzeln Vaters? Und das Wappeneis! Warum macht er
bloß solche Sachen!"

Beruhigend sprach Brigitte der Freundin zu. „Du mußt das
nicht so tragisch nehmen, Roksanda. Glaube mir, das fällt dir
nur auf die Nerven, weil du denkst, alle Leute achten darauf. Ich
fand es wirklich gar nicht so schlimm. Das Eis war ausgezeichnet,
und der kleine Prinz war ordentlich gerührt."

„Ja, ja, das sagst du so. Ich habe aber, nur um ein Beispiel
zu nennen, Baron Gülzow beobachtet, wie er mit seiner Tisch-
dame tuschelte. Du hättest nur sehen sollen, wie spöttisch er den
Mund verzog. Gülzow, der doch auch nur ins Haus kommt, weil
Vater ihm immer wieder Geld leiht, um seine Spielschulden zu be-
zahlen. Jeder glaubt, sich über uns erheben zu dürfen. Und
warum? Bloß weil Vater mehr sein will, als er ist."

(Fortsetzung folgt)

Gibt es noch „richtige" Winter?

Werden die Vögel tot aus der Luft fallen oder zu Weihnachten die Obstbäume blühen?

Von Hans Felix Rocholl

Der Winter steht vor der Tür und wird nun bald selbst die Antwort auf das große Rätselraten geben: „Werden wir einen strengen oder milden Winter bekommen?" Allerdings, die ältere Generation glaubt ja an einen „richtigen" Winter kaum noch. Solch starken Frost und so heftige Schneefälle, wie sie ihr noch aus ihrer Jugend in Erinnerung stehen, gibt es nach ihrer Meinung heutzutage überhaupt nicht mehr. In der Tat ist die Ansicht, daß die Winter gegen früher wesentlich milder geworden sind, außerordentlich verbreitet. Aber dabei spielen persönliche Eindrücke, die sehr häufig trügen, eine große Rolle.

Unser Klima zeichnet sich bekanntlich durch eine große Veränderlichkeit aus, einer Reihe kalter folgt eine solche warmer Winter, dann wieder wechseln beide Jahr für Jahr miteinander ab. Wessen Jugend nun in eine derartige Kältewelle fiel, der wird später der Meinung sein, daß es keinen richtigen Winter mehr gebe. Wer dagegen als Kind einen solchen überhaupt nicht kennen gelernt hat, dürfte an der Frage wenig Interesse haben. Erst wer mal in einer alten Chronik blättert und liest, daß im Jahre 1709 die Vögel vor Kälte in Nordwesteuropa ausstarben, nach einer anderen Aufzeichnung sogar tot aus der Luft fielen, im gleichen Jahre in der Provence der Boden drei Ellen tief gefroren war, weshalb alle Oelbäume eingingen, der bekommt Respekt vor einem „richtigen" Winter. Und er findet, studiert er die Statistik, daß er, falls er ein hohes Alter erreicht, sehr wohl selbst solch harte Zeiten erleben kann.

Für Nordwesteuropa besteht seit etwa acht Jahrzehnten eine sehr zuverlässige Statistik, die uns sehr interessante Aufschlüsse über das Verhältnis strenger zu milden Wintern vermittelt. Da finden wir, daß — auf 1000 Winter berechnet — nur neun als „ungewöhnlich streng" bezeichnet werden können, während 22 weitere das Prädikat „sehr streng", 83 „streng" und 134 „kalt" verdienen. Den neun ungewöhnlich strengen entspricht die gleiche Anzahl „ungewöhnlich milder" Winter. Es folgen, immer aufs Tausend berechnet, 40 „sehr milde" und 203 „milde". Der Rest weicht nur wenig von der Normalen ab, doch sind von ihnen 127 eher zu den warmen, 109 zu den kalten Wintern zu rechnen. — Es ergibt sich also: Noch nicht einmal ein ungewöhnlich strenger Winter je Jahrhundert!

Die Statistik zeigt uns aber auch, daß nicht selten eine Reihe strenger oder kalter Winter unmittelbar aufeinander folgt. So war die Periode von 1870 bis 1895 im wesentlichen durch kalte Winter gekennzeichnet, während die beiden nächsten Jahrzehnte entschieden durchschnittlich höhere Wärmegrade als normal zeigten. In derartige einheitliche Perioden finden sich dann gelegentlich Winter der entgegengesetzten Natur eingeschachtelt. Wahrscheinlich gilt dies z. B. für den strengen Winter vor zwei Jahren; wenn wir diesen als Einzelerscheinung auffassen, dürfen wir hoffen, daß es in diesem Jahre mit der Kälte nicht allzu schlimm wird, was den meisten von uns keineswegs unangenehm sein dürfte. Es braucht ja nicht gleich so zu werden wie vor sieben Jahrhunderten, im Winter 1299/1300, als im Dezember die Obstbäume blühten, um dann im Februar Früchte zu tragen. Der Vorgang wiederholte sich im Laufe des Sommers, so daß zur Freude vieler in diesem seltsamen Jahre zweimal geerntet werden konnte.

In neun Tagen von London nach Kapstadt!

Die längste Luftverkehrslinie der Welt.

Von Harry Harper-London.

Wie nun endgültig feststeht, soll die längste Fluglinie der Erde, deren Organisation nicht weniger als zwanzig Millionen Mark gekostet hat, am 1. Januar 1931 in Betrieb genommen werden. Sie geht von London aus und führt beinahe dreizehntausend Kilometer weit über Meere, Berge, Urwälder, Dschungeln und Buschland nach Südafrika. Mit ihrer Hilfe wird es möglich sein, die Strecke London—Kapstadt, zu deren Bewältigung heute noch siebzehn Tage nötig sind, in neun Tagen zurückzulegen.

Nicht weniger als siebenundzwanzig Hauptflughäfen und dreißig sonstige Landungsplätze mußten angelegt werden, dazu ein Netz von Stationen für drahtlose Telegraphie und eine Reihe von meteorologischen Beobachtungsposten. Auf allen, selbst den entlegensten Landungsplätzen, waren Unterkunftshäuser für die Flugreisenden zu errichten. Riesige Land- und Wasserflugzeuge galt es zu bauen, um den besonderen Anforderungen dieser Linie genügen zu können. Dazu trat noch ein wahres Arsenal von Kraftwagen für den Zubringerdienst und für den Abtransport der Fluggäste von den Landungsplätzen. Außerdem verfügt die Linie über ein Motorschiff, das im Mittelmeer als Basis für Wasserflugzeuge dient.

Anfänglich wird die Linie London—Kapstadt nur am Tage befahren werden. Unter diesen Umständen sieht der Fahrplan eine Reisedauer von elf Tagen vor. Doch sobald der Nachtflug eingeführt ist, kann die Post in neun Tagen von London nach Kapstadt befördert werden.

Die Gesamtlinie ist in vier Teilstrecken eingeteilt. Riesige Handley-Page-Luftkreuzer, die sich aus den im Laufe der letzten elf Jahre für den Kanaldienst benutzten Doppeldeckern entwickelt haben, werden auf der ersten Teilstrecke zwischen London und dem Mittelmeer zur Verwendung gelangen. Dort sollen Passagiere und Fracht von Wasserflugzeugen übernommen werden, die mit mehreren Motoren ausgerüstet sind. Die dritte Teilstrecke beginnt in Aegypten. Besonders konstruierte Ganzmetallwasserflugzeuge übernehmen den Dienst über dem Niltal bis nach den großen zentralafrikanischen Seen, die als natürliche Landungsplätze dienen sollen. Von dort bis nach Kapstadt kommen wieder Landflugzeuge zur Verwendung.

Einen wesentlichen Fortschritt auf lufttechnischem Gebiete werden die acht großen Passagierflugzeuge — jedes wiegt dreizehn Tonnen — darstellen, die für diese afrikanische Linie vorgesehen sind. Jeder Luftkreuzer wird vier Motoren haben. Die Kabinen dieser Flugkreuzer werden so groß wie ein Schnellzugswagen sein. Ihr Inneres ist in zwei Abteile geteilt, von denen jedes Sitzplätze für zwanzig Reisende aufweist. In der Mitte zwischen diesen beiden „Salons" befindet sich ein wohlausgestattetes Büffet, das den Fahrgästen noch in den Lüften und bei einer Geschwindigkeit von über 160 Kilometern die Freuden eines Cocktails gewährt.

Was die Bequemlichkeit der Reisenden anbelangt, so wird mit diesen Luftkreuzern eine ganz neue Aera beginnen. Auf Grund von Versuchen, die in der Luft unternommen wurden, sind bei den neuen Flugzeugen der Linie London—Kapstadt sinnreiche Methoden zur Anwendung gelangt, um das Geräusch, das von den Motoren an die Ohren der Reisenden dringt, zu dämpfen. Bei diesen Luftkreuzern sind die Rümpfe unter den Tragflächen aufgehängt. Dazu kommt, daß nicht einer der Motoren im Rumpf selbst oder unmittelbar über ihm eingebaut ist. Außerdem wird der Teil des Rumpfes, der den Motoren am nächsten liegt, als Fracht- und Postraum benutzt. Zudem sind die Kabinen mit doppelten Wänden ausgestattet worden, und der zwischen ihnen entstandene Hohlraum ist mit schalldämpfenden Stoffen ausgefüllt. Man rechnet damit, in kurzem den Lärm ganz allgemein derartig bekämpfen zu können, daß die Geräusche, welche das Ohr des Flugreisenden erreichen, nicht stärker sein werden als die in der Untergrundbahn.

Kürzlich besuchte ich das „Airways-Haus", das Verwaltungsgebäude und das Gehirn der Imperial Airways, und die dort eingerichtete neuartige Schule, in der ehrgeizige junge Männer für ihren neuen Beruf eine gute Vorbildung erhalten. Dann werden sie hinausgeschickt, um die Besatzung der schon bestehenden Flugstationen aufzufüllen oder neue zu übernehmen. Diese jungen Leute sind regelrechte Luft-